

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer. 1927-1944 1933

287 (17.10.1933) Am badischen Herd

Am badischen Herd

Unterhaltungsbeilage des „Führer“

Das Lager zu Bunzelwitz

Von Hedwig Fischer.

Im August des Jahres 1761, des 5. Feldzugsjahres im siebenjährigen Krieg mußte Friedrich um seine Festung Schweidnitz zu kämpfen, bei Bunzelwitz ein Lager beziehen. Veneidenswert ist seine Lage keinesfalls.

In weitem Bogen um das Lager stehen die Oesterreicher und wieder die Oesterreicher. Sie können angreifen, wenn sie wollen. Friedrich befiehlt deshalb seine Soldaten des Nachts unter Gewehr, tagsüber sollen sie dafür ruhen.

Aber die Nächte sind lang und der Tag bringt wenig Ruhe. Man kann schon Wochen zählen und die Oesterreicher rühren sich nicht. Es sieht nicht zum Besten aus im preussischen Lager, in mehreren Zelten liegen sie mit einer schlimmen Seuche. Die Anderen sind mahnend, es dauert schon gar zu lange.

Bevor es dunkel wird raffen die Trommeln, Aufspaden, Zelte abbauen. Posten beziehen. Sie rennen nicht gerade, Verfluchter Dreck, hört das überhaupt noch einmal auf. Verdrossen schieben sie sich um das Wachfeuer und lassen die Mäuler spazieren laufen. Es ist schon besser man schimpft, als man hält das Maul, es wird einem leichter davon.

Plötzlich aber verstummt die Munde. Sie sind nicht mehr allein. Der König. Niemand hat ihn kommen sehen. Natürlich hat er die ganzen Mauerreien gehört. Verlegen stemmt sich einer nach dem andern hoch. Aber Friedrich winkt ihnen: „Sich bleibend“, „Guten Abend Kinder“ sagt er freundlich. „Guten Abend Fritz“ grüßen sie wie ein Mann. Vielleicht hat er doch nichts gehört, ausnahmsweise. „Könnt Ihr noch ein bisschen zusammenrücken“ fragt der König. Ob sie zusammenrücken können. Doppelt soviel Mann hätten auf einmal am Feuer Platz, sie sitzen beinahe aufeinander.

Und der König setzt sich zu ihnen. Es wäre doch nicht nötig, denken die großen Schreier von vornhin gerührt, daß er da bei uns wohnt. Ein Bett hat er in seinem Zelt, das ist nicht viel weicher als der Boden da.

Sie hätten doch alleine wachen können. Er hat doch auch die Wache. „Ihr hättet wohl lieber geschlafen heute Nacht?“ meint der König. „Ich auch“ sagt er als sie verlegen keine Antwort geben. Da tut nun doch einer den Mund auf. „Majestät hätten ruhig schlafen können, wir wären ja da gewesen.“ „So hätte ich das“, meint der König, und sieht sich streng die ganze Runde an. Es ist klar, er hat vornhin alles gehört.

„Nun ich kann ja bei Euch schlafen“, meint der König, „hat einer einen Mantel übrig?“ Alle haben Mantel übrig. Spedige, dreckige Soldatenmäntel. Einer wird zusammengerollt und ist des Königs Kopfkissen. Mit den übrigen decken sie ihn zu. Wie eine Schar besorgter

Mütter sitzen sie nun um den König herum und sind bereit jedem die Zähne einzuschlagen der ihn stören will.

Der Widerschein des Feuers zuckt auf seinem Gesicht. Ueberstark sind die Jüge. Da liegt er nun ihr König, bleibt bei ihnen, will sie nicht allein lassen. Auf dem harten Boden mit seinem schmalen von Schmerzen geplagten Körper.

Sie kennen ihn, sie gehören zu ihm. Sie sind ihm gefolgt durch schlimme und gute Jahre. Sie haben geschlagen und sind geschlagen worden. Und immer ist er bei ihnen gewesen. Ein Hundstott, wer den König im Stiche läßt. Eine heiße Welle schlägt über die rauhen Herzen. Fredericus für immer!

Der König sieht eine Welle in die Flammen, dann sinken ihm die Augen zu. In den hellen Dämmern schwinden langsam alle Sorgen die ihn den ganzen Tag über mit verdorrter Dual verfolgt haben. Seine Lage wird allmählich verzweifelt. Eine Ueberzahl von Feinden steht in Schließen.

In offener Feldschlacht sind sie nicht zu überwinden. Es gibt nur eins: Man muß sie hinhalten. Hinhalten? Wie lange noch. Das Heer braucht Nahrung, braucht Geld. Die Verbündeten sind stark, die Verbündeten triumvirieren.

London, der Oesterreicher steht da mit 75 000 Mann. Der russische Oberbefehlshaber Butterlin hat 60 000. Und die Preußen sind zusammen nur 55 000. Wenn sie angreifen, was dann? Kummerdorf, nein nicht zum zweiten Mal. Lieber sterben. Sieg oder Tod. Da ist nichts dazwischen.

In dem hellen Dämmern ist eine Gestalt. Breit gedungen, streng. Friedrich Wilhelm, der Vater. Ist denn wieder etwas gesehen? Er sieht so drohend aus. Wichtig, da ist ja auch Professor Franke nun ja die Bibliothek Gespräche werden so bald nicht zu Ende sein. Mutter, Mutter, nein du brauchst keine Angst zu haben ich verhalte mich schon ruhig, wenn der König die Predigt liest. Die kleinen Geschwister sitzen ja alle so brav am Tische. Und die Bedienten stehen alle mit ernstem Gesichtern an den Wänden. Und da ist ja Wilhelmine! Nachher liebste Schwester, nachher darf ich vielleicht zu Dir kommen. Jetzt müssen wir beten. Der König beginnt schon und alle haben die Hände gefaltet.

Die Predigt ist lang, sie ergeht sich in vielen Wendungen über den Segen der Arbeit und den des Gebets. Der König liest langsam und mit Bedacht.

Lache nicht Wilhelmine er hat vornhin schon zu mir herüber gesehen. Bete und arbeite, ja natürlich. Paß auf, wenn der Gesang nachher losgeht ob der Kammerdiener den Ton gleich

trifft. Rutsche nicht über den Stuhl, Wilhelmine, sonst muß ich lachen. Die Gesichter flücht Du sie, wer hat eigentlich das Göttergebanne davon.

Nu jetzt hat er uns gesehen, Wilhelmine. Er schiebt das Buch weg. Gelacht haben wir. Er hebt die Hand. Prügeln, vor allen Dienern? Schande, oh Schande. Weine nicht so Wilhelmine, es ist ja nicht das erste Mal.

Was tust Du Wilhelmine? Dräng dich doch nicht dazwischen. Du darfst nicht für mich Hiebe bekommen. Er schlägt Dich. Er soll mich prügeln nicht Dich, geh da weg, Du darfst Dich nicht für mich schlagen lassen.

Dein Arm hat einen roten Striemen Wilhelmine. Warum hast Du das getan oh Wilhelmine; wenn ich einmal König bin, alles sollst Du haben alles — alles.

Du tröstest mich, Du streichst mir über das Gesicht mit Deinen weichen Händen.

Da zerrinnt jäh das dunkle Traumgewebe. Zwei rauhe Hände fühlst der König an seinem Arm. Harter Soldatenhände. Er sieht sich um. Etwas Warmes sinkt schwer über ihn. Ach, so. Sie haben ihm den Mantel wieder zurecht gezogen, er war im Schlafen hinuntergeglitten. „Es sind ja nicht Deine Hände gewesen, Wil-

helmine, sie ruhen ja längst über einem stummen Herzen.“

Bestürzt sehen die Soldaten den König an. Er schiebt die Decken weg, steht auf und geht. Sie sind beinahe gekränkt, er hat nicht einmal eine Stunde geschlafen.

Der König geht durch das Lager. Er sieht zu den Sternen hinauf als suche er dort das liebliche Angesicht der Markgräfin von Bayreuth.

„Ich danke Dir, daß Du zu mir gekommen bist Wilhelmine. Ja, sie sind nun meine Familie, alle die hier um die Feuer sitzen. Sie haben rauhe Hände, aber die Hände der Liebe sind gleich. Ich will für sie tun, was ich für Dich getan hätte. Meinst Du es so Wilhelmine?“

Nicht sterben. Siegen — Siegen. Hinüber alles, was da im Wege ist.

Durch das ganze Lager geht in dieser Nacht der König. Sein Blick ist angestrengt, seine Stirn hat steile Falten. Was sind 75 000 Oesterreicher und 60 000 Russen?

Still und ehrfürchtig sehen sie von allen Feuern der gebeugten Gestalt nach. Es braucht kein Wort, es bedarf keines Gepräges, alle wissen es. Der da vorüber geht ist in Wahrheit ein König.

Die Schlachtsymphonie

Von S. Georgi

Es war am 12. Dezember 1813. Dicht gedrängt saßen die Wiener im Konzertsaal, um an der großen Musikaufführung „zum Besten der in der Schlacht bei Hanau invalid gewordenen Krieger“ teilzunehmen. Ein einziger jubelnder Freizeitschrei war es damals, der nach den Niederlagen des Korps durch die Länder hallte. Hoch war die Erwartung der Wiener auf die „Schlachtsymphonie“, die ihr großer Meister zu Ehren des englischen Feldherrn Wellington komponiert hatte.

Das Stimmen der Instrumente verstummte; eine andächtige, erwartungsvolle Stille trat ein. Der Komponist selbst betrat das Dirigentenpult. Angetan mit seinem besten Frack, dem grünen, stand der Meister da. Auf seinem gedrunghenen Körper saß ein massiger Kopf, umrahmt von unregelmäßigem, beinahe struppigem Haar; das volle Gesicht mit der stumpfen Nase und den buschigen Augenbrauen zeigte bald einen Ausdruck, als ginge irgendeine plötzliche Offenbarung darüber hin, bald ward es finster und verdrießlich. Kraft lag darin, und zuweilen war es, als sähe ein Jupiter daraus hervor.

„Der kranke Musikant!“ flüsternten in den hinteren Reihen die Bürger, denn Ludwig van Beethoven war den Wienern gar wohl bekannt.

Mit erhobenen Armen gab er das Zeichen, und dann brausten die Melodien hinweg über

die atemlos lauschenden Hörer. Das war die Musik, die in die Zeit paßte. Ein klingendes Fanal war es. Das Vorbeiziehen der Truppen, der Rhythmus des Pferdegetrappels lag darin, das Fahnenwehen und Trompetenklingen. Es lag etwas in diesen Melodien, das den Hörern die Kraft schürte, das sie zwang, die Fäuste zu ballen. Die Adepten aber hörten tiefer. Sie hörten den persönlichen Haß des Komponisten gegen den französischen Eroberer heraus.

Als das Finale zu Ende war, stieg der Beifall der Wiener bis zur Verzückung. Beethovens Freunde, die mitgewirkt hatten, holten den Meister begeistert vom Pult herab und wichen nicht von seiner Seite. Beethoven wehrte ihre Glückwünsche kurz und finster ab. Beethoven schwieg. Er hatte die Augenbrauen zusammengezogen und die Unterlippe vorgeschoben. Sein Gesicht war finster.

Der Theaterdichter Treitschke hatte die kleine Gesellschaft zu sich geladen. Beethoven stimmte zu und versprach nachzukommen. Man traf inzwischen einen guten Tropfen auf das Gelingen des Abends und sprach in begeistertsten Worten von dem großen Kollegen.

„Wenn er die Welt verabschiedet findet“, bemerkte Treitschke dazu, „so hat er von seinem Standpunkt aus recht. Die ihm innewohnende, emporrührende Kraft ist aus seinem Leid entsprungen, aus seinen Schicksalschlägen und dem Zerwürfnis mit sich selbst und der Welt.“

(Fortsetzung folgt.)

Es spukt im Seehaus

Ein heiterer Roman von Marianne Biegler

47. Fortsetzung.

„Was heißt das?“ fragte Martin, banger Ahnungen voll. Seine Frau stand zur Bildsäule erstarrt. Diese Abreise, die schon mehr einer Flucht glich, gerade in dem Augenblick, wo man den Diebstahl entdeckt hatte... Friedrichs oft geäußerte Abneigung gegen jede Störung seiner Urlaubsgemütlichkeit war doch kein hinreichender Grund; vor allem hätte er dann noch bis zum nächsten Tage Zeit gehabt. Aber am Ende... Hollwecks sprachen gleichzeitig mit blaffen Lippen den Gedanken aus — am Ende war er gar kein richtiger Polizeirat?

Der Direktor! Man mußte ihn um Rat fragen. Schnell hinunter ins Speisezimmer, wo Gutrunes wohlgeratene Eierpeise bereits auf den Tellern gelandet war. Für Geheimnisfrämerei war nun nicht mehr die Zeit, Hollwecks riefen wie aus einem Munde die erschütternde Neuigkeit laut hinaus und überließen es den anderen, sich einen Vers darauf zu machen.

Kurt hörte nur kurz auf und flüsterte dann weiter mit seinem Mädchen, dem Vater Reichensbach aber rumpelte das Herz gegen die Rippen, wie die Wadersteine im Bauch des schuldigen Volkes. Er, der von dem Diebstahl noch nichts wußte, konnte nicht anders, als seine eigene Gefesüberretung mit dem Verschwinden des Polizeirats in Verbindung bringen. Er schickte nach dem grauen Fräulein, aber die sah da als ein Bild des reinen Gewissens, nahm zum zweiten Mal von der

goldgelben Omelette und schien mit sich und der Welt zufrieden.

Der Direktor hatte seine goldene Brille abgenommen und umständlich gepust. Hollwecks und Piet gingen erwartungsvoll an seinen Lippen, die ganz leise, kaum merklich, ein zufriedenes Lächeln umspielte. Endlich tat er sie auf. „Merkwürdig, sehr merkwürdig!“ Klang es orakelhaft. „Und ausgerechnet ein Polizeibeamter. Aber wir dürfen unser Urteil nicht fällen. Wenn es auch so aussieht, als ob wir nun dem Täter auf der Spur wären.“

„Wir wollen schnell sein Zimmer durchsuchen!“ schlug Frau Gina vor.

„Aber Mutter!“ plätschte der sachverständige August dazwischen. „Wenn er es schon war, so hat er doch sicher nichts dagelassen.“

„Sehr richtig“, bemerkte Martin. „Ich wäre eher dafür, in Herrn van Dongerns Wagen die Verfolgung aufzunehmen. Dürfen wir Chocolat rufen lassen?“

Chocolat! Es ergab sich, daß der Schwarze seit seinem kühnen Sprung aus dem Fenster verschunden war und blieb.

„Dalt!“ sagte Direktor Weithoff. „Hier ist ein neues Verdachtsmoment. Auch er kommt als Täter in Frage.“

So sehr Piet vor wenigen Stunden noch gegen seinen Diener gewütet hatte, so feurig setzte er sich jetzt für seine Unschuld ein.

Chocolat, die braune aber ehrliche Daut, sei es nie und nimmer gewesen.

„Erlauben Sie“, widersprach höflich der Direktor. „Ersiens ist er der einzige, der bei Jh-

nen ungehindert ein und ausging. Und zeitens befand er sich heute tagsüber im Hause, während wir alle mit Ihnen im Walde waren. Ich habe das größte Interesse daran, den Fall aufzuklären, denn ich selbst habe ja mit Ihnen den Schmutz an den Platz gebracht, den ich für besonders sicher hielt und von dem er nun verschunden ist. Auf mich kann ein Teil des Verdachtes fallen. Ich stelle gern mein Zimmer und mein Gepäck einer strengen Durchsuchung zur Verfügung.“

Natürlich fühlten sich Hollwecks sowohl wie Piet verpflichtet, zu versichern, daß niemand daran dachte.

Der Direktor verbeugte sich dankend und fuhr weiter fort: „Wir haben somit mindestens zwei Spuren, die weit auseinander führen. Folgen wir einer von ihnen, und sie ist falsch, so verlieren wir kostbare Zeit. Mein Rat ist daher: bleiben wir ruhig hier und warten wir ab. Hier am Ort der Tat besteht noch am ehesten die Möglichkeit, daß sich etwas Aufschlußreiches ereignet, was wir dann, wenn die Stunde kommt, der Polizei mitteilen können.“

Schließlich fügte man sich seiner besseren Einsicht; nur das eine verhinberte Frau Hollweck, daß er, um Piet zu trösten, diesem eine besonders kräftige Mischung alkoholischer Substanzen nach eigener Erfindung vorsetzte. „Herr van Dongern geht jetzt hübsch artig schlafen“, ordnete sie an und sahte mütterlich seinen Arm, als er mühevoll, aber gehorham aufstand. „Ich bringe Sie nach oben. Wenn Sie dann im Bette steden, bekommen Sie noch Valerian und Aspirin“ — Piet sah sie ängstlich an — „und zuletzt, wenn Sie sehr artig sind, ein Schnäpschen. Und ich setze mich zu Ihnen und erzähle Ihnen Geschichten, bis Sie schlafen wie ein guter kleiner Junge.“

Dies Programm wurde so ziemlich durchgeführt, aber Piet, der wirklich bald wie ein ge-

horjames Kind im Bette lag, hielt Frau Hollwecks Hand noch immer fest und ließ sie nicht fort. „Nur noch fünf Minuten“, bat er. „Bleiben Sie noch ein bißchen bei dem armen alten Piet, der sonst gar niemanden hat —, nicht einmal den schwarzen Hallunken! Wie gut, daß ich jetzt bei Ihnen bin und nicht in solch abscheulichem Hotel!“

„Ach, Herr van Dongern, vielleicht hätten Sie doch besser daran getan, dort zu bleiben! Ich kann mir nicht helfen, aber ich muß immer denken, daß dort am Ende nichts passiert wäre!“

„Doch, doch!“ verschwor sich Piet. „Es wäre! Ganz bestimmt! Und dann hätte ich dort niemanden, der mich tröstet, nur Kellner und Portiers. Da ist es hier doch besser, wo Sie bei mir sitzen und ich Ihre Hand streicheln kann! Glauben Sie, daß wir die Steine wieder kriegen?“

„Ich hoffe...“ sagte Gina, der mitleidige Tränen in die Augen traten.

„Na ja, wenn nicht, dann habe ich auf der Bank von England immer noch ein hübsches Häufchen. Aber dies hier waren gerade meine Lieblinge. Wissen Sie was? Wenn ich sie wieder bekomme, schenke ich Ihnen auch einen davon — den Rosenfarbenen, den Sie so sehr bewundert haben.“

Gina fühlte einen kleinen Stich im Herzen. Der rosenfarbene Diamant an ihrem Hals! Aber das war schon ihr Pech. Jetzt bot man ihn ihr an, jetzt, wo er gestohlen war und doch wohl nicht mehr zum Vorschein kam. Wenn er aber nicht gestohlen worden wäre, — ja, dann wäre es Piet wohl nie eingefallen, ihn zu verschleppen. Kurz, diese Taube sah hoch, hoch oben auf dem Dach und würde sich nicht auf ihre Hand niederlassen.

(Fortsetzung folgt.)

